

Lost Places – verlassene Orte in Liechtenstein

Inhaltsverzeichnis

Einführung	2
Der einsame Bunker auf der Mazorahöhe	4
Die Burgruine Grafenberg oder «Mörderburg» bei Balzers	8
Die verlorene Hochbrücke in Balzers.....	9
Ein verstecktes Bauwerk nahe der Lawenarüfe.....	11
Das Rätsel um die «Russen-» oder «Polen-Steinmauer» in der Rassla-Lawena	13
Die längste noch bestehende Steinmauer im «Heuledi» in Triesen.....	16
Das verschwundene Bad Vogelsang im Triesner Wald	19
Der verschwundene Dorfbach von Triesen	23
Eine frühe Nutzung der Elektrizität in Triesen.....	26
Der Nachtwächter und die Stechuhr	29
Die «rebellisch» errichtete Mauer beim Meierhof in Triesen	31
Historisches Gedenken an Verunglückte im Wald.....	34
Ein verlorenes Bauwerk in den «Rheinauen».....	40
Eine Treppe ins Nirgendwo beim Gampriner Seelein.....	42
Ein Kalkofen am Hinterschellenberg.....	44
Dank.....	45

Einführung

Schaut man in die verschiedenen Fernsehkanäle, begegnet man fast täglich nummerierten Serien über «Lost Places», also beispielsweise Lost Place 112. Die deutsche Aussage bedeutet «verlassene Orte». Meist handelt es sich um Begegnungen mit der jüngeren Geschichte, zum Beispiel Ruinen der Industrie- und Militärgeschichte. Es sind Orte, die im Kontext der ursprünglichen Nutzung in Vergessenheit geraten. Was ist daran so faszinierend, dass es sogar «Lost Places Google-Maps» gibt? Man darf von einem eigentlichen Hype, also von einer euphorischen Begeisterung, rund um das Thema sprechen. Ist es das Entdecken ähnlich der Schatzsuche mit einem Detektor? Es ist wohl umfassender zu sehen. Es beinhaltet auch ernsthafte Formen der Heimatkunde, verbunden mit der Sehnsucht, etwas Verlorenes wiederzufinden. Wir begegnen in der Natur überwucherten Resten der Zivilisation und Zeugen der Vergangenheit mit Kraft zur Erinnerung.



Die Klostersruine Eldana bei Greifswald (Mecklenburg-Vorpommern) – Prototyp eines Lost Place.

Als Erste kommen mir beim Thema «Lost Places» die Ruinen ehemaliger Klosterbauten in den Sinn, die in einer häufig parkartig umgebenden Landschaft einen besonderen mystischen Eindruck hinterlassen, der unter die Haut geht. Einige dieser Objekte würde man heute als Kraftorte, als magische Ort mit Ausstrahlung bezeichnen, wobei ich dies ohne esoterische Betrachtung mit besonderer Erdstrahlung sehe. Ich nehme hier als Beispiel die Ruinen des Klosters Eldena bei Greifswald (Mecklenburg-Vorpommern). Das Zisterzienserkloster Eldena wurde 1199 östlich der späteren Stadt Greifswald gebaut. Nach der Reformation im Jahre 1533 verfiel das in Backsteingotik errichtete Bauwerk allmählich. Verblieben sind Teile des Kirchenschiffes und der Konventgebäude. Diese wurden konservierend bereits im 19. Jahrhundert gesichert. Moos und Gras wuchern über die roten Backsteine. Eingefasst wird die Ruinenlandschaft durch starke Eichen. Der grosse deutsche Künstler Caspar David Friedrich (1774-1840) malte diese Ruine sein Leben lang, mal verschnett, mal mystisch-dunkel. Aus diesem Anblick erschuf Friedrich eine morbide Landschaft (DER SPIEGEL Nr.1/2023, S. 104). Aus Anlass seines 250. Geburtstages wird er in Greifswald gefeiert und Eldena wird dort im Mittelpunkt stehen. Zu Friedrichs Zeiten war das Gelände kaum zugänglich, ein Lost Place. Dass es die Ruinen noch gibt, liegt auch an ihm. Skizze um Skizze hat Friedrich von dem Gemäuer gezeichnet. Friedrich spricht nicht den Kopf an, sondern das Herz. Er belebt die Schlagwortinhalte Sehnsucht, Mystik oder Melancholie. Der prekäre Zustand unserer Mitwelt bringt Menschen zur Kunst der Romantik. Und die Aura der dortigen Ruinen der Klosteranlage bilden dies wahrlich ab.

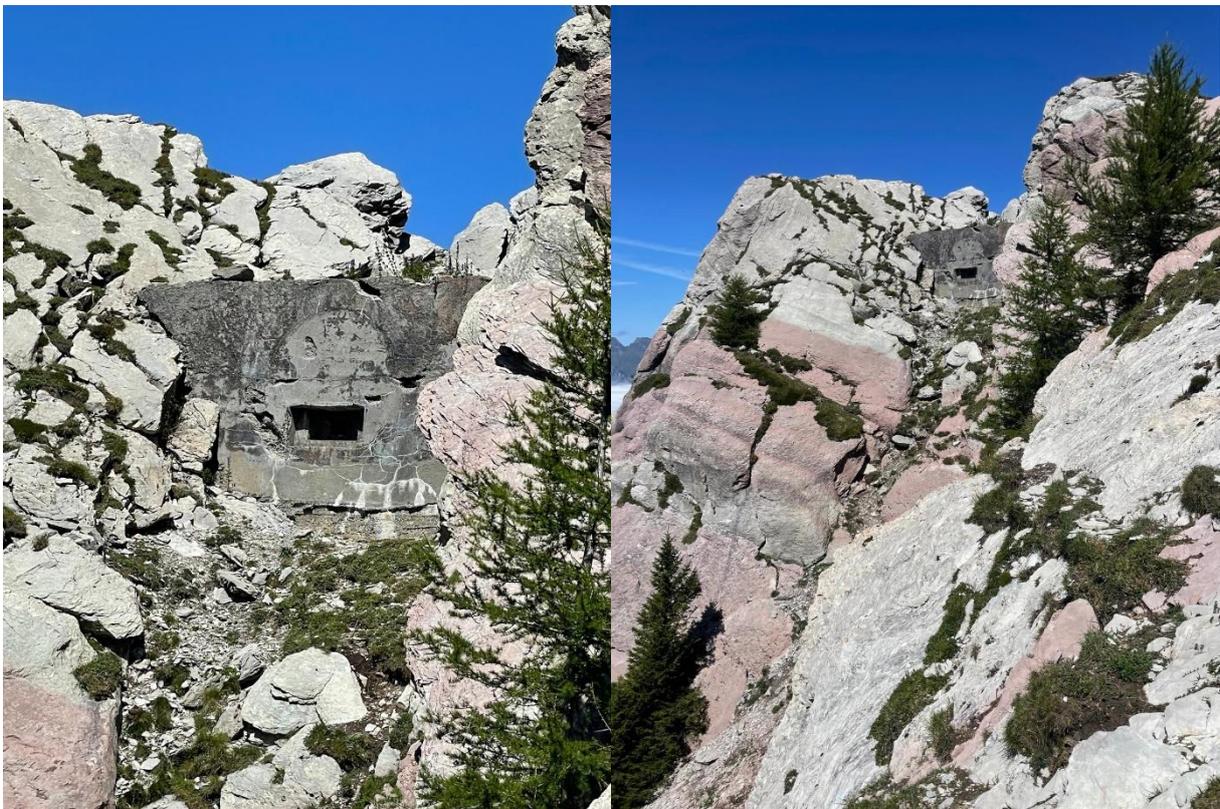
Dehnen wir die «Lost Places» auf Landschaften aus, so sehe ich die nach dem Zweiten Weltkrieg verlassene Gegend des heutigen Nationalparks Val Grande im Piemont vor mir. Ich sprach dort schon von einem «Machu Pichu-Momentum» mit den dort vorhandenen dichten Spuren ehemaliger

Ortschaften, Alpbäude, gepflasterten Maultierpfaden, kilometerlangen abgetrepten Steinmauern, Wegkapellen. Es ist dies eine Landschaft «pietra in pietra», Stein in Stein, von Natur und Menschenhand symbiontisch geschaffen. Im Tessiner Val Bavona lebt diese Steinlandschaft noch, sie ist dort besonders bildhaft als traditionelle Kulturlandschaft erhalten. Aber auch in unserer liechtensteinischen Landschaft gibt es verlassene und kaum bekannte Objekte, Lost Places. Ich will hier von einigen ausgewählten Objekten berichten.



Im Nationalpark Val Grande im Piemont (links) wird eine ganze Landschaft zum «Lost place», während im Tessiner Val Bavona (rechts) die mit Stein gebaute Landschaft noch unterhalten wird.

Guscha-Mäder war nur mit speziellem Ausweis erlaubt (Brunhart 2019). Während des Zweiten Weltkriegs war das Guschagebiet grösserräumig in das schweizerischen Verteidigungskonzept einbezogen. Max Leuener, eh. Stadtpräsident Maienfeld und militärischer Abschnittschef auf dem Luzisteig, sagte mir in einem Gespräch am 26. März 2024, dass im militärischen Riegel Gonzen-Luzisteig um die 175 militärische Anlagen platziert waren. Damals entstanden der Militärweg Matan-Mazorahöhe und verschiedene Festungsanlagen. Das soll auch Arbeit für die Guschner mit ihren Maultieren gegeben haben. Die militärische Präsenz im Gebiet erforderte auch Unterkünfte, wobei die familieneigenen «Bargün» (Maiensässe) im Dürrwald zu «militärischen Ehren» kamen. Sie wurden um- und ausgebaut und stehen heute wieder für zivile Zwecke zur Verfügung. Von den ehemaligen militärischen Bauten bestehen nur mehr Reste, wie ein «verlorener» Bunkerunterstand unmittelbar an der Landesgrenze im Bereich Rotspitz. Er wurde im Jahre 1943 gebaut. Es gibt hierzu noch die Baupläne, die mir Hans Frommelt, Triesen, übermittelte und die heute im Bundesarchiv öffentlich zugänglich sind.



«Verlorener» Bunkerunterstand unmittelbar an der Landesgrenze im Bereich Rotspitz (Fotos: Gebi Schurti).

Der Unterstand steht hier unmittelbar an der Landesgrenze einsam, ja verloren und gehörte zum bedeutenden Abwehrdispositiv des Riegels im schweizerischen Alpenrheintal. Die Zugänge zu solchen Befestigungsanlagen seien aus Sicherheitsgründen zugeschweisst worden. Das Relikt des Bunkers erinnert uns an diese Zeit.

Auf der Lawenaseite findet sich unmittelbar unterhalb der Passhöhe ein weiteres Artefakt, ein noch weitgehend geschlossenes Steingeviert mit einem benachbarten neuen Brunnen. Es diene nach Aussage des Triesner Jagdaufsehers Gebi Schurti dazu, krankes Vieh wenn nötig einzugattern.

Noch weitgehend geschlossenes
Steingeviert mit einem benachbarten
Brunnen unterhalb der Passhöhe auf der
Lawenaseite (Foto: Andreas Gaussmann).



Auf dem Weg zur Passhöhe finden sich auf einer Steinplatte viele Steinritzungen, die von Hirten stammen. (Fotos: Gebi Schurti).

Quellen:

Brunhart, A. (1999): 1799 – Franzosenzeit – Schreckensland, Hist.Jb. FL, 98: 181-206.

Brunhart, H. (2019): Die Jeninser Guscha-Mäder – ein Gespräch mit Hans Bantli (Jg. 1920), Balzner Neujahrsblätter, S. 19-23.

Feldmann, M. (1922): Zur Kriegs-Geschichte der Luziensteig. Appenzeller Kalender, Band 201: 8 S.

Piguet, E. (1940-41): Die Luzisteig, Schweizer Soldat: Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung, Band 16:, Heft 37: 880-882.

Die Burgruine Grafenberg oder «Mörderburg» bei Balzers



Die Balzner Burg Gutenberg (links) ist von weitem sichtbar, während die Mauerreste der «Mörderburg» (rechts) versteckt liegen.

Westlich im bewaldeten Abhang des Fläscherberges finden sich nahe der Passstrasse von Balzers zur St. Luzisteig Reste einer wenig bekannten Burgruine. Sie liegt auf Fläscher Gemeindegebiet, ist aber im Balzner Besitz. Die Ruine findet sich auf einem länglichen Felsvorsprung von 60 Metern auf 750 müM mit einem Mauerrest von 25 Meter Länge und sechs Meter Höhe und sie ist einen Meter dick. Die Mauer ist aus kleineren Bruchsteinen ausgeführt, hat ein unregelmässiges Gefüge und zeigt an einigen Stellen einen Fischgräteverband, was die Verfuhrungsresistenz mit den verstellten Klinkern erhöht. Es handelt sich um die Ostwand eines Hauptgebäudes (Palas = Wohngebäude), wobei die Anlage einst ein Ausmass von 41 x 11 Meter besass. In halber Höhe durchbrechen vier sich nach innen ausweitende kleine Scharten die Mauer. Der Burghügel ist vom Berg getrennt. Die Burgruine dürfte Teil einer Talsperre an dieser bedeutenden Verkehrsverbindung gewesen sein. Diese Talsperre soll im Schwabenkrieg 1499 urkundlich erwähnt sein. Erstaunlich ist, dass ausser Erwähnung durch Chronisten rein gar nichts über deren Entstehung (wohl im 13.Jh.), Erbauer und spätere Besitzer bekannt ist. Es gibt hierzu kein Schrifttum. Auch zu den Bezeichnungen gibt es keine Erkenntnis, von Mörderburg spricht man in Balzers nicht gerne. Der Name Grafenburg mag diese Burg von den Grafen von der Landquart oder deren Rechtsnachfolger, den Grafen von Montfort, erhalten haben. Die ominöse Beschreibung «Mörderburg» hat dieses Kastell vielleicht von Raubrittern erhalten, welche hier während der kaiserlosen Zeit ihr Unwesen getrieben haben. Das macht das Ganze inklusive Namensgebung ominös, mysteriös, und so sieht es auch in der Gegend aus, wenn man unvermittelt auf die Reste stösst. 2005 wurde die Mauerfront gesichert, die Anlage ist wahrscheinlich einem Brand zum Opfer gefallen. Es bleiben Fragezeichen über Fragezeichen. An Ort findet man heute noch das erwähnte markante Fragment der Mauer, sonst nichts, ein wahrer Lost Place.

Quellen:

Carigiet, A. (2007): Burg Grafenberg («Mörderburg»), Balzner Neujahrsblätter, S. 35-38.

Hitz, F. (2011): Grafenberg, Historisches Lexikon des Fürstentum Liechtenstein, Band 1: 304.

Mooser, A. (1915): Die Mörderburg (Grafenberg). Bündnerisches Monatsblatt: Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde, Heft 12: 429-432.

Die verlorene Hochbrücke in Balzers

Es ist hier die Rede von einer «Lost Bridge», also einer verschwundenen Brücke. Am Nordende von Balzers, nach dem Abbiegen von der neuen zur alten Landstrasse, steht eine Trafostation. An ihrer Türe hängt ein Schild «Hochbruck». Ich interessiere mich für Flurnamen und deren Interpretation und beschäftigte mich vor allem mit denjenigen mit Bezug zur Landschaft und der Tier- und Pflanzenwelt. Ich konnte mir auf den Flurnamen «Hochbruck» auch nach dem Studium der Umgebung keinen Reim machen. Dabei kommt es vor, dass Flurnamen wandern, also nicht mehr den genauen Standort betreffen. Von einer Brücke war jedenfalls zu Beginn der 1980er Jahre nichts zu sehen. Einzig weiter nördlich war ein trockenes Gerinne vorhanden. Aber halt: da war eine leichte Kuppe in der Zufahrtstrasse. Sie liess erahnen, dass hier darunter etwas versteckt sein könnte. Auf der Nordseite war die unmittelbare Umgebung ebenerdig ausgestaltet. Aber auf der Südseite schaute eine Rundung eines Stein-Bogengewölbes hervor. Diese Beobachtung fand im Juni 1982 statt. Mein Balzner Geschäftspartner unseres Ingenieurbüros, Wilfried Wolfinger, erreichte beim damaligen Vorsteher Emanuel Vogt, dass 1985 die unmittelbare Umgebung freigelegt wurde. Hervor kam eine jahrhundertealte Steinbrücke, die über den ehemaligen Mühl- oder Altabach führte. Das hier aufgefüllte Bachbett war immerhin sechs Meter breit und das überspannende Bauwerk mehr als zwei Meter hoch. Das erklärte den Flurnamen «Hochbruck». Die Entdeckung der Brücke führte dazu, dass der hier abgehängte Giessen des Altabaches im Zuge der Wiederbewässerung einiger Balzner Giessen wieder mit Wasser besickt wurde, sodass die Brückenfunktion wiederhergestellt ist.



Links: Der erste Hinweis auf die «Hochbruck» gab ein Schild an einer Trafostation. **Rechts:** Nur auf der Südseite liess sich noch ein Steinbogen der ehemaligen Brücke im Jahre 1982 erkennen.



Links: 1985 ausgegraben, präsentierte sich eine schöne Bogenbrücke. **Rechts:** Die Hochbruck in Balzers, wie sie sich heute präsentiert.



Nach dieser Ausgrabung fand ich einen weiteren tragischen Hinweis auf diesen Standort im Historischen Jahrbuch 1932. Danach besuchte im Jahr 1768 der damalige Sarganser Landvogt Göldlin von Tiefenau, Abkömmling eines Luzerner Patriziergeschlechts, seinen «Kollegen» auf Schloss Vaduz. Bei der Rückkehr zu Pferd soll er hier im Mühlbach ertrunken sein, vielleicht hatte das Pferd gescheut und warf ihn ab. Das Schicksal wollte es, dass ich bald danach eine Persönlichkeit gleichen Namens, einen Zoologie-Professor an der Universität Lausanne, kennen lernte. Er war ein Nachfahre der Familie des damaligen Landvogtes.

Quellen:

Broggi, M.F. (1988): Der Landschaftswandel im Talraum des Fürstentums Liechtenstein, Historischer Verein für das Fürstentum Liechtenstein, Vaduz, 208 S.

Diebolder, P. (1932): Tod des Sarganser Landvogts Göldlin von Tiefenau im Mühlbach bei Balzers. Historisches Jahrbuch des Fürstentums Liechtenstein, Band 32, S. 29-40.

Heute ist die Brücke nach Wiederbewässerung des Giessens wieder in voller Funktion.

Ein verstecktes Bauwerk nahe der Lawenarüfe

Vor allem in den 1970- und 80er Jahren des letzten Jahrhunderts war ich häufig im Waldareal Liechtensteins für verschiedene Aufgaben unterwegs, vor allem für die Erstellung von Waldbewirtschaftungsplänen. So lernte ich jeden Wald des Landes kennen. Im Waldareal lassen sich Zivilisationsreste besser erhalten als im offenen Freiraum. So kam es zur folgenden Beobachtung.

Im Bereich unterhalb der oberen Brücke über den Lawenabach in Triesen befindet man sich an der Stirn der Lawenarüfe. Ab hier weitet sich ein mächtiger Schuttrichter bis in den Rheintalboden aus. Der Alpenrhein hatte seinerseits den Schuttkegel angeknabbert und teils mit einem Prallhang wegerodiert. Die beiden bewaldeten Rüfe flanken waren wohl einst Teil der Allmeind und wurden als Waldweide genutzt. Darauf deuten die noch vorhandenen breitkronigen Bäume hin. Es sind dies Buchen, Fichten, Weisstannen und Ahorne, die hier den grobblockigen Rüfeboden in markanten Individuen besiedeln. Sie bilden eine Märchenlandschaft, wo man Kobolde und Feen vermuten könnte.



Oben links: Mauerreste im Waldareal. **Oben rechts:** Vermooste Steine lassen das Bauwerk erahnen. **Unten links:** Reste von Eckpfeilern des Bauwerkes. **Unten rechts:** Die Ruinen des Bauwerkes sind in eine Märchenlandschaft mit markanten Bäumen eingebettet.

Im Zuge meiner vielen Spaziergänge entlang des «Fluchtweges», benannt nach einem Evakuierungsweg während des Zweiten Weltkrieges für die Balzner in Richtung Alpen, entdeckte ich hier Mauerreste. Sie deuteten auf ein längliches Bauwerk in der Fallinie hin. An wenigen Stellen sind die Steine noch geschichtet, meist liegen sie aber verstreut herum. Ich meldete den Fund in den 1970er Jahren dem Historischen Verein und dem Landesmuseum. Dort war hierzu nichts bekannt und es bleibt dabei. Welchen Zweck hatte dieses Gebäude? Ist es ein Stallbau, was in diesem Gelände

möglich, aber weniger wahrscheinlich ist. Nach dem gegebenen Baumbestand stehen diese Bäume mehr als 100 Jahre und sie wuchsen locker in Form einer Waldweide auf. Da wäre eine Einstellung wenig wahrscheinlich. Eine Heunutzung ist hier nicht zu erwarten. Ich tippte auf einen Mühlenstandort, da sich oberhalb des Mauerwerkes Wasser aus dem Lawenabach ableiten und nach Abarbeitung wieder zurückleiten liesse. Von einer Mühle müsste man aber erwarten, dass sich Schrifttum dazu erhalten hätte, was nicht der Fall ist. Weiter unten wurde ja Ähnliches für den Betrieb einer Säge getan. Auf dem alten Waldplan 1892 der Gemeinde Triesen fand ich keinen Hinweis hierzu. Eine Nutzung war also zu diesem Zeitpunkt nicht mehr gegeben.

Vielleicht lässt sich eines Tages der ursprüngliche Verwendungszweck enträtseln. Es finden sich im Gebiet weitere zerfallene Steinmauern, wo der Abgrenzungsbedarf nicht immer klar ersichtlich ist.

Das Rätsel um die «Russen-» oder «Polen-Steinmauer» in der Rassla-Lawena

Seit der Steinzeit finden sich Spuren menschlicher Aktivitäten in den Hochalpen. Es sind dies ehemalige Hüttenstandorte, Ställe in Verfallsstadien, teils durch Lawinen zerstört, bis zu teils wenig definierbaren Steinstrukturen für Pferche, Steinwälle, Lesesteinhaufen, Felsritzungen wie auf dem Weg zur Mazorahöhe auf Steinplatten, Bewässerungen, Bergbau, Köhlerplätze oder Bau von Klusen zur Flösserei. Die Steinwälle stehen hier im Vordergrund der Betrachtung. Sie sind mehr oder weniger aus anstehendem Material geschichtet und dienten der Weideeinzäunung oder der Sicherung vor Absturzgefahr für Weidetiere.

Hans Frommelt (80) aus Triesen machte mich auf eine mir nicht bekannte längere Steinmauer auf der Alp Lawena unter dem Begriff «Russenmauer» aufmerksam. Diese findet sich im Weidegebiet «Rassla-Bremstall» und soll hier das Vieh vor dem Absturz in die Schlucht schützen. Er habe gehört, dass diese Steinmauer von russischen Internierten nach dem Zweiten Weltkrieg gebaut worden sein soll. Man habe das von Tuass aus 1946 oder 1947, das Jahr bleibt unklar, beobachtet. Die Internierten hätten sich hier vom Wild selbst ernährt. Die Steinmauer sei fachmännisch erstellt worden, wobei einzelne Steine mehr als 100 kg schwer seien. Jagdaufseher Gebi Schurti bestätigt, von dieser Geschichte gehört zu haben, ebenso Emanuel Banzer, beide Triesen, wobei sich Emanuel Banzer auf einschlägige Aussagen von Samuel Kindle (1929-2009), einem guten Kenner der Lawena, bezog. Auf der Landeskarte M. 1:10'000 des Jahres 1989 ist diese Steinmauer auf einer Länge von 150 Metern eingezeichnet.

Was weiss man über die damals internierten Russen in Liechtenstein? In der Nacht vom 2. auf den 3. Mai 1945 übertraten 494 Personen, überwiegend Russen, die Landesgrenze von Nofels zum Hinterschellenberg. Sie wurden entwaffnet und interniert, vorerst in vier Einheiten in Mauren, Gamprin, Schellenberg und Ruggell. Später, nach einigem Abgang in Richtung Österreich und Schweiz, wurden 186 Personen in einem Lager in Ruggell und noch später in Schaan einquartiert. Nach einer Quarantäne von fünf Wochen fand ein grösserer Teil der Mannschaft ihren Einsatz für landwirtschaftliche Hilfsarbeiten und beim Strassenbau. Sie wurden als willige und fleissige Hilfskräfte bezeichnet. Die letzten Männer verliessen am 24.2.1948 das Land.

Für die Errichtung der Steinmauer durch Internierte liessen sich keine schriftlichen Vermerke finden, weder im Landesarchiv noch bei der Gemeinde Triesen. Ebenso fehlen Hinweise in den Aufsätzen über die russischen Internierten von Grimm (1971), von Vogelsang (1995) und Geiger & Schlapp (1996). Auch die von Josef Büchel (1910-1991) verfasste dreibändige Geschichte von Triesen, erschienen 1988 und 1989, enthält hierzu keine Angaben. Im e-Archiv des Landes gibt es einen generellen Hinweis der damaligen Regierung auf Arbeitseinsätze dieser Internierten. Im Bericht von Regierungsrat Anton Frommelt an das Rote Kreuz von Ende Juni 1945 (e-archiv/D 41525) finden sich Aussagen über die Internierung und die Verhältnisse der Ersten Russischen Nationalarmee der Wehrmacht in Liechtenstein. Es ist dort noch von rund 150 Personen die Rede. Emanuel Banzer, Triesen, weiss von einem Arbeitseinsatz für den Bau von Stützmauern bei der Walderschliessung am Maurerberg. Einzelne Internierte fanden gemäss im Landesarchiv gefundener Rapporte in Triesen auf landwirtschaftlichen Betrieben Beschäftigung. Erstaunlich war, dass sich über kein schriftlicher Hinweis einen für den Bau der Steinmauer wohl längeren Arbeitseinsatz in der Lawena finden liess.

Schliesslich liess sich mit Xaver Tschol (1934-2024), ehemaliger Landwirt, noch ein Zeitzeuge finden. Er meinte, dass die besagte Mauer wesentlich früher von Triesnern erstellt worden sei. Um die heisseste Zeit am Tag wurde das Vieh dort wegen dem kühlen Fallwind zum Schutz vor den Bremen zusammengetrieben. Die Mauer diene als Schutz vor dem Absturz des Viehs und als Unterstützung für die Hirten. Seine Aussage, dass die Mauer vor einem allfälligen Russeneinsatz errichtet worden ist,

lässt sich mit den ersten Luftbildern aus Liechtenstein des Jahres 1940 bestätigen. Dort ist der Verlauf der Steinmauer bereits ersichtlich. Russische Internierte seien nach Aussage Xaver Tschol in der «Rassla» für die Weidepflege eingesetzt worden. Sie hätten vielleicht auch Reparaturen an der Mauer ausgeführt. Die Internierten seien jeweils am Wochenende nach Triesen gekommen und hätten dort in einem Stall übernachtet, soweit seine Aussage, die ich durch Vermittlung von Emanuel Banzer von Gemeindeförster Martin Tschol, dem Sohn von Xaver Tschol, am 1. April 2024 erhalten habe. Damit gibt es doch noch einen Zusammenhang zu den russischen Internierten, aber es ist keine «Russenmauer».

Noch bleibt unklar wer die Steinmauer gebaut hat und wann. Es ist auch der Begriff einer «Polenmauer» im Umlauf. Im Ersten Weltkrieg sollen sich Polen im Land aufgehalten haben und diese wären hier eingesetzt worden. Flurin Dermon, dem Sohn des Alpbetreibers Giusep Dermon, war dieser Name bekannt. Aber auch diesbezügliche Abklärungen hatten keinen Erfolg. Es ergab sich die Möglichkeit, am 9.7.2024 diese Steinmauer in der «Rassla» zu besichtigen. Es handelt sich um den äussersten Weideplatz auf der Alp Lawena in Richtung Mittagspitze. Danach folgt ein steiler Absturz mit dem Flurnamen «Unghür». Der Steinmauerverlauf ist wesentlich länger als auf der Landkarte M. 1: 10'000 angegeben. Als Abschrankung talwärts in Richtung Lawenabach ist die Mauer verstürzt. Auch in der Vertikalen im Steilabfall in Richtung «Unghür» gibt es eingestürzte Partien. An einigen Stellen ist hingegen die Steinmauer noch bis auf eine Höhe über einem Meter intakt. Der Mauerverlauf ist in seiner Länge in dieser Peripherie beeindruckend. Die Errichtung war aufwändig, unklar ist, woher die häufig rechteckigen Steinblöcke herkommen. Einige davon dürften auch um die 100 kg Gewicht haben, waren also schwierig einzubauen. Die Entstehungsgeschichte bleibt unklar. Es ist möglich, dass die Steinmauer aus dem 19. Jahrhundert stammt, ja vielleicht noch älter ist. Man darf mit dieser Geschichte mit Fug und Recht von einem Lost place sprechen.



Links: Blick vom Gegenhang auf dem Weg nach Tuass auf die Weideflächen der «Rassla» mit den beiden offenen Grünstreifen. **Mitte:** _Verstürzte Steinmauerpartie in Richtung Lawenabach. **Rechts:** Intakte Steinmauerpartie in der Vertikalen.



Die Steinmauer hat eine Höhe von einem Meter...



Die Errichtung mit Beschaffung der Steine und der Einbau der grossen Blöcke war eine schwere Arbeit.

Quellen:

Büchel, J. (1988/89): Geschichte der Gemeinde Triesen, 3 Bände, Gemeinde Triesen.

Grimm, C. (1971): Internierte Russen in Liechtenstein, Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, Band 71, S. 41-100.

von Vogelsang, H. (1995): Die Armee, die es nicht geben durfte. Gerhard Hess Verlag, Ulm, 122 S.

Geiger, P. & Schlapp, M. (1996): Russen in Liechtenstein, Flucht und Internierung der Wehrmacht-Armee Holmstons 1945-1948. Chronos Verlag, Zürich, 370 S.

Weishäupl, B. (2021): 996 Anthropogene Strukturen in Tirols Hochgebirge, Forschungsberichte der ANISA für das Internet, 2, www.anisa.at.

Die längste noch bestehende Steinmauer im «Heuledi» in Triesen



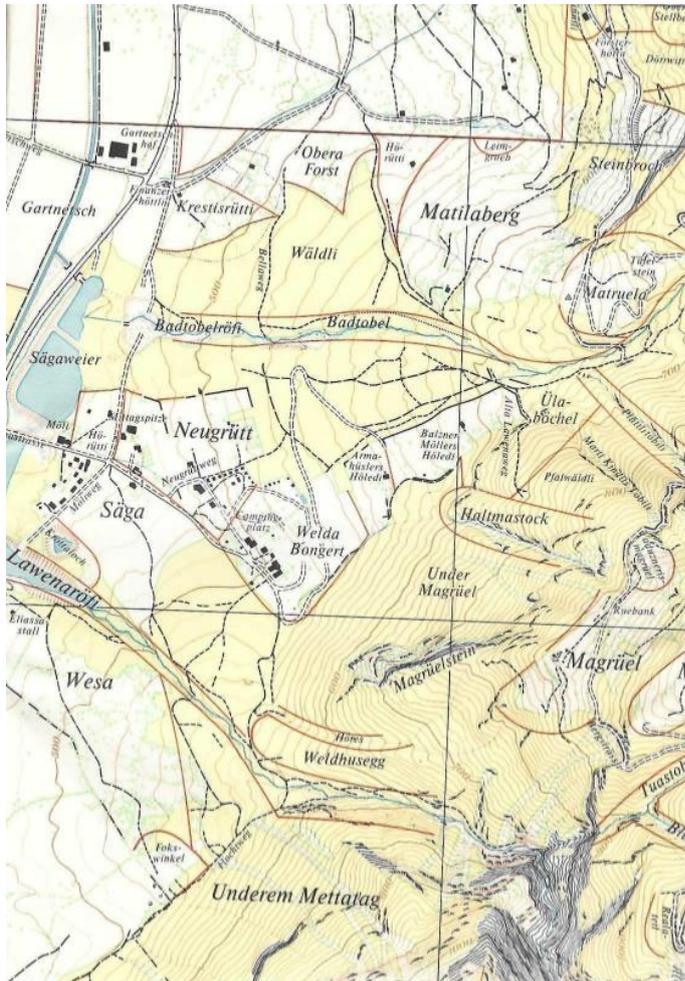
Der Reihe nach: «Heuledi» ist ein vom Wald eingebettetes Geviert einer Heuwiese oberhalb der «Säge», genauer oberhalb des Campingplatzes in Triesen. «Heuledi» bedeutet, hier wurde die Heubürde abgelegt, die aus den Heubergen getragen oder gereistet wurde. Von hier weg fand dann die Feinverteilung an den Endnutzer statt, mit Hilfe von Karren oder Schlitten. Dies fand hier nach Büchel (1988, 1989, S. 746) so bis zum Bau der Lawenstrasse nach «Münz» im Jahre 1884 statt. Nach Büchel (1902, S. 72) wurde die «Heuledi» nach 1650 urbarisiert, d.h. gerodet. Die Wiese war früher reich parzelliert und nach oben weiter ausgedehnt als heute (Büchel 1902, S.742), dort ist sie wieder bewaldet. Sie gliedert sich nach der Triesner Flurnamenkarte in zwei Teile mit je einem Stall. Der Flurname der oberen Heuledi heisst «Balzner Möllers Höledi». Dieses Gut soll von einem Balzner Müller auf einer Gant erworben worden sein (Stricker et al. 1999). «S` Armehüsler Höledi», der untere Teil des Geviertes, soll dem Armenhaus von Triesen gehört haben. Die Bürgergenossenschaft Triesen hat das Gut im Jahre 2018 über einen gemeinsam mit der Gemeinde abgewickelten Kauf-Tausch erworben.



Links: Oberer Stall « Balzner Möllers Höledi». **Rechts:** Der untere Stall im « Armehüsler Höledi».

Auf der Landeskarte M. 1: 10 000 des Jahres 1988 wie auch auf der darauf abgestützten Triesner Flurnamenkarte ist ein verbliebener Bestand an Mauerwerk rund um die Wiesen in Form eines umgekehrten U erkennbar. Es sind dies insgesamt rund 600 Laufmeter Steinmauern, die teils zerfallen sind und meist nur mehr eine Höhe von 80-100 cm aufweisen. Im oberen Geviert ist die Steinmauer ausser an der Südwestecke noch vollständig erhalten, im unteren Geviert gibt es nur mehr einige Reste davon. Am oberen Ende der Wiese, entlang des alten Lawenaweges, ist die Mauer mit einer Höhe bis 2.5 Meter noch weitgehend intakt und beheimatet einige Farnarten.

Warum und wann wurde dieser aufwändige Bau der Steinmauer vorgenommen? In der einschlägigen Literatur findet sich kein Hinweis. Eine mögliche Erklärung ergibt sich aus den zahlreich belegten Nutzungsstreitigkeiten in früheren Jahrhunderten. Erinnern wir uns daran, dass in unserer Gegend



noch vor 200 Jahren Hungersnöte herrschten. Die benachbarten Gemeinden befanden sich in erbitterter Konkurrenz und im Streit um Nutzungsrechte für Wasser, Wald und Weide. Bei diesen Streitigkeiten ist ein territorialer Anspruch im Spiel. Dieser territoriale Kodex war in den vergangenen Jahrhunderten präsenter als heute. Die Verfügungsgewalt über bewirtschaftete Flächen ist eine Selbstverständlichkeit und dies wurde auch im Gelände markiert. Das ist heute weniger deutlich, ist aber auch noch in Kleinigkeiten präsent, z.B. Streit am Gartenzaun oder Benutzung gemieteter Parkplätze durch Dritte, das berühmte Badetuch zum Besetzen der Liegestühle am Meer etc.



Links: Die noch höchste Steinmauer am oberen Rand des Geviertes. **Rechts:** Zerfallene Steinmauern im unteren Geviert.

Die obere Hälfte der «Heuledi» gehörte zur Balzner Mühle. Das wird den Triesnern ein Dorn im Auge gewesen sein. Es wäre naheliegend, dass die ehemaligen Eigentümer der Balzner Mühle mit dieser Mauer ihre exponierte «Enklave» vor dem Zugriff der Triesner und ihrem Vieh schützen wollten wie anderswo genau umgekehrt. Wir finden südlich der Lawenarüfe ebenfalls einige verfallene

Steinmauern im heutigen Waldbereich und in den Hecken der «Langen Wiesen». Sie dürften auch den Privatbesitz von der Allmeind getrennt haben. Im Bereich der alten Landstrasse zwischen Balzers und Triesen im Raum «Silvaplana», heute «Lange Wiesen», sind jahrhundertlange Streitigkeiten um Abgrenzungen und Nutzung bekannt. «Der mit den Balzern gemeinsame Weidegang zu Silvaplana gab wiederholt zu Spänen und Irrungen Anlass» (Büchel 1902). Die dortige hangseitige Steinmauer an der alten Landstrasse wurde errichtet, weil der Balzner Viehtrieb ins Alpengebiet in diesem Raum wohl allzu zögerlich betrieben wurde, was dem Vieh das Weiden auf fremden Boden erlaubte. Dazu kam noch das Atzungsrecht, das kollektive Vor- und Nachweiden auf privatem Besitz, welches im Land 1843 aufgehoben wurde, mit einigen Ausnahmen in Triesen, wo dies bis 1975 galt. Hier liegt eine Begründung für den Mauerbau. Und im «Heuledi»? Ging hier auch der Viehauftrieb vorbei? Oder reicht einfach eine Begründung für eine klare Nutzungsauftrennung mit Hilfe der Steinmauern? Fachmännisch aufgeschichtete Steinmauern haben erfahrungsgemäss eine lange Lebensdauer. Auf der Alpensüdseite können diese Jahrhunderte alt sein. Auch die Steinmauern im «Heuledi» dürften alt sein und vielleicht bis in die Zeit der damaligen Urbarisierung zurückreichen.

Emanuel Banzer, Amt für Zivilschutz und Triesner, betont noch einen weiteren Aspekt. Die «Heuledi» befindet sich im Ablagerungsgebiet von drei Rufen, die «Badtobelrüfi» und die beiden kleineren Seitenrungen «Plätteleböbile» und «Pfalwäldlitöbile». Diese hätten früher wohl die Heuwiese übersät. Die Mauern boten ihrerseits einen guten Schutz, was nach seiner Meinung zur regelmässigen Aufstockung der oberen Mauer geführt haben könnte. Das sei besonders augenfällig beim ostseitig vorhandenen Mauerfragment, welches den Schuttkegel des «Plätteleböbile» förmlich umrandet.



***Oben links:** Die Steinmauern beherbergen eine reichhaltige Tier- und Pflanzenwelt. **Oben rechts:** Wenige Steinmauerabschnitte sind noch intakt. **Links:** Typischer heutiger Aspekt der Steinmauer.*

Quellen

Büchel, J.B. (1902): Geschichte der Pfarrei Triesen, Historisches Jahrbuch des Fürstentums Liechtenstein, Band 2, S. 72

Büchel, J. (1988,1889): Geschichte der Gemeinde Triesen. Band 1 und 2.

Stricker, H.; Banzer, T. & Hilbe, H. (1999): Liechtensteiner Namenbuch – Die Orts- und Flurnamen des Fürstentums Liechtenstein, Band 1 Balzers-Triesen, S. 286.

Das verschwundene Bad Vogelsang im Triesner Wald

Versteckt im Triesner Wald finden sich auf 800 müM Reste eines Gemäuer-Geviertes. Sie liegen an einem linken Abzweiger von der Lawenastrasse östlich ob dem ehemaligen Steinbruch. Es besteht hier eine kleine Wiesenflur mit einem eher ebenen Platz inmitten des Waldes. Darin steht eine markante Fichte, die auch schon gegen 100 Jahre alt sein dürfte. Es finden sich hier die Grundmauern einer Gastwirtschaft mit Badeanlage mit einer einst schwefelhaltigen Quelle.



Links: Die 1980 gesicherten Grundmauern des Bad Vogelsang. **Rechts:** Die Waldwiese des Bad Vogelsang und inmitten des Gemäuers eine 100jährige Fichte.

Am 17. Juni 1617 erhielt Franz Lampert aus Triesen das Bad Vogelsang als Erblehen von Graf Kaspar von Hohenems. Das gab ihm das Recht auf Weinausschank im Bad wie auch in der Behausung des jeweiligen Besitzers im Dorf. Im Bad befanden sich eine Kegelbahn und eine Bäckerei. Eine Strasse gab es damals noch nicht, die Ware musste mühsam gesäumt werden. Die Badquelle war schwefelhaltig und das Wasser wurde zum Baden vorgewärmt. Die Besitzer des Bades wechselten häufig, es wurde wohl auch renoviert und ausgebaut. Auch vom späteren Fürsten Alois I. von Liechtenstein wurde 1789 der Lehensbrief für das Bad wie auch für eine Schankstube im Triesner Haus bestätigt. Man darf sich einen Badebetrieb mit Bewirtung während der Vegetationszeit draussen im Wald und einen Schankbetrieb zur Winterszeit im Dorf vorstellen. Es gab einst eine Taverne im ersten Haus im Oberen Winkel im Oberdorf, also nicht in der heutigen «Linde», die 1805- 1829 eine Schulstube beherbergte, später ein Kolonialwarenladen und erst 1946 als «Dorfbeiz» in Betrieb genommen wurde.



Die ehemalige Taverne Oberer Winkel in Triesen.

Der letzte Bad-Besitzer liess das Gebäude verkommen, worauf der Betrieb 1799 eingestellt wurde. Die Badegerechtigkeit bestand weiterhin und ging im Jahre 1919 an die Gemeinde Triesen über, die Konzession ging ein. In einer archäologischen Grabung des Jahres 1980 konnte der genaue Standort

des Gebäudes festgelegt werden, wobei Funde von Gebrauchskeramik aus dem 17. Und 18. Jh. zutage traten. Die Mauerreste wurden konserviert, Wasser gefasst, ein Brunnen und ein Picknickplatz mit einer Informationstafel erstellt.



Links: Informationstafel für Bad Vogelsang. **Rechts:** 1980 erstellter Brunnen am Picknickplatz des Bad Vogelsang.

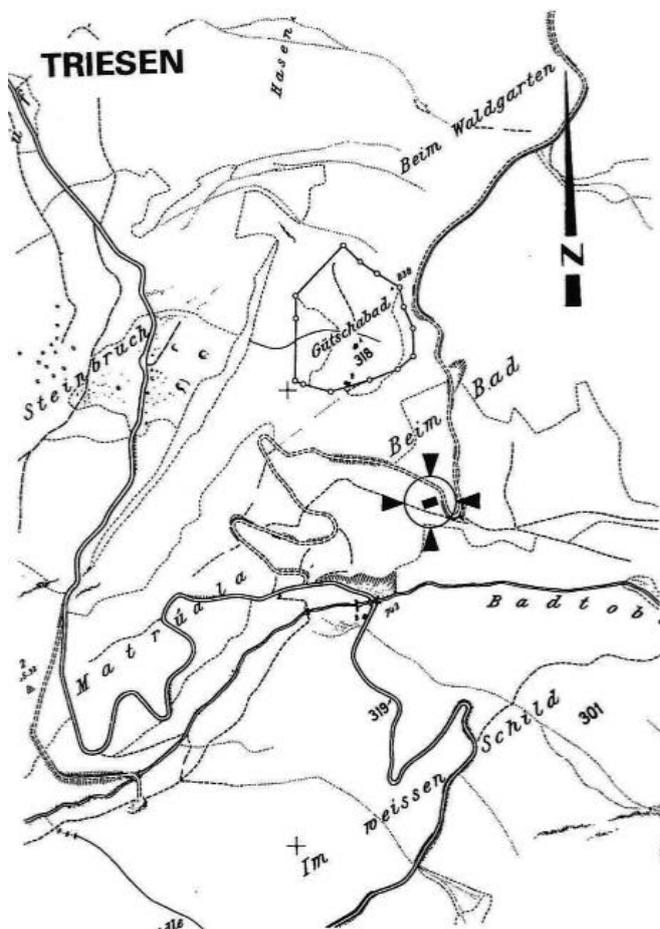
In den 1980er Jahren habe ich nach Schwefelwasser- und Warmwasserquellen im Bereich des Bad Vogelsang gesucht. Bei schneebedeckter Oberfläche sind mir Stellen aufgefallen, wo der Schnee geschmolzen war. Ich deutete dies als Spuren der versiegten Quelle. Etwas weiter oben an der Waldstrasse und nördlich des Bad Vogelsang gibt es die Flurbezeichnung «Gütschabad». Dort fliesst ein Bächlein. Es scheint hier im Flurnamen ein Sachbezug zu Wasser zu sprechen, wo ein «gütschendes», also schwappendes Wasser passend wäre. Vielleicht wurde hier auch ein Bezug zum Bad Vogelsang geschaffen.

Xaver Tschol (95), ein Triesner Landwirt als Gewährsmann, teilt mit, dass die Wiese früher vom Felsen beim Steinbruch bis zur heutigen Strasse in Richtung «Kehr» reichte. Das «Gütschabad» ist auf den Waldplänen als isolierte Waldwiese ausparzelliert. In den 1940-er Jahren sollen dort noch zwei Heuhütten gestanden haben, eine davon bereits im Verfall. Bis zum Bau der Waldstrasse nach «Kehr» wurde das Heu im Winter durch das Ries in Richtung «Matruela» gezogen. Diese Parzelle wurde 1956 von der Gemeinde gekauft (Büchel 1988-89, S. 736). Um 1970 habe ich im Auftrag des Landesforstamtes für diese Waldwiese ein Aufforstungsprojekt erstellt. Es handelt sich rückblickend um eine meiner «Jugendsünden». Das würde man heute nicht mehr bewalden wollen, sondern für das Schalenwild offen halten. Im Gebiet des «Gütschabad» finden sich heute noch sichtbare Reste der Fundamente einer Heuhütte.



Links: Die noch sichtbaren Grundmauern einer Heuhütte im Gütschabad. **Rechts:** Der Teufelsstein, der mit einer Sage mit dem Bad Vogelsang verbunden ist.

In der Flur «Matruela» unterhalb des «Bad Vogelsang» liegt der sogenannte «Teufelsstein», ein anstehender Kalkstein von rund 2 m³, der aufgrund seiner wohl künstlich angebrachten Vertiefungen als Schalenstein interpretiert wird. Sein Name ist mit einer Sage mit dem Bad Vogelsang verbunden. Es soll im Bad jeweils auch sündhaft zugegangen sein. Der Teufel erhoffte sich eine ergiebige Beute für die Hölle. Man erkenne auf dem grossen Stein am Weg von Triesen zum Bad Vogelsang die Fussabdrücke des Teufels. Vor Vergnügen über die zu erwartenden Seelen tanzte er auf der besagten Steinplatte herum. Der Herrgott habe aber die Absicht des Teufels durchschaut. Er liess einen Kaminfeger als Gottes Werkzeug kommen und als der schwarze Mann zur Tür in den Tanzsaal hineinschaute, erfasste die tanzenden Paare ein furchtbarer Schrecken und sie rannten nach Hause. Sie meinten der Teufel sei gekommen, um sie abzuholen und sie versprachen einen besseren Lebenswandel. Was wollte Gott mehr!?



Quelle: Büchel, J. (o.D.): Geschichte der Gemeinde Triesen, Band 1, S. 489.

Quellen:

Büchel, J. (1988, 89): Geschichte der Gemeinde Triesen, zwei Bände.

Büchel, J. (1989): Bad Vogelsang in Triesen – die Geschichte eines herrschaftliche Lehens. Jahrbuch Historischer Verein für das Fürstentum Liechtenstein, Bd. 80: 11-133.

Niederklopfer-Würtinger, J. (2011): Bad Vogelsang, Historisches Lexikon des Fürstentums Liechtenstein,

Larese, D. (1970): Liechtensteiner Sagen, Basel, S. 78

Tschugmell, F. (1971): Die alten Häuser von Trisen anno 1809, 68 S.

Der verschwundene Dorfbach von Triesen



Links: Der Dorfbach beim St. Mamertenweg zeigt sich hinter Gittern erstmals im Siedlungsbereich. **Mitte:** Stark eingefasst, aber offen zwischen St. Mamertenweg und Oberen Winkel. **Rechts:** Seine letzte offene Kurve in Richtung Säge.

Der Dorfbach von Triesen ist im wahrsten Sinn des Wortes ein Lost place. Er beginnt in Triesenberg nördlich des Guggerbodens im Mateltigraben, führt durch den Tüfiwald und verläuft über die Litzenen durchs Gütli, Obera Winkel, Bsetzi, Undera Winkel und Gapont zum Liechtensteiner Binnenkanal. Bereits in den Litzenen ist der Bach mit einer Trockenpflasterung versehen. Im Dorfbereich selbst ist er nur in einem kleinen Abschnitt im Oberdorf noch sichtbar. Sein weiterer Verlauf im Siedlungsgebiet ist eingedolt und damit aus dem Dorfbild eliminiert. Der Triesener Dorfbach ist verschwunden.



Links: Bei der Säge verschwindet der Dorfbach bis zur Mündung in den Liechtensteiner Binnenkanal. **Rechts:** Letzte Reminiszenz mit einem Mühlrad am Bach.

Das war lange nicht so, Triesen war einst das Dorf am Bach. Rund zehn Betriebe nutzten die mechanische Energie des Dorfbachs über einige Jahrhunderte, so als Mühle, Schmiede, Säge, Gerberei und vieles mehr. Er diente zur Bewässerung, als Wasch- und Löschwasser, später auch als Kühlwasser, aber auch der Entsorgung, indem er als Abfallgrube genutzt wurde. Es soll damals gestunken haben, sodass sich die Anrainer gestört fühlten.



Eine unrühmliche betonöse Mündung in den Binnenkanal.

Heute verabschiedet sich der Dorfbach in einem Sammler nahe der Säge im Oberdorf. Mit dem Ausbau der Dorfstrasse ab 1951 verschwand der Dorfbach Stück für Stück. Pfarrresignat Fridolin Tschugmell hielt in seinem Büchlein aus dem Jahre 1975 einiges in Form von Fragestellungen über den Dorfbach fest. Er erlebte in seiner Jugendzeit noch eine ungemauerte Rinne, begleitet von Holdergewächsen. Nach seiner Aussage soll der Dorfbach erstmals auf der Strecke ab der Fabrik bis oberhalb der Mühle bei der Kirche eingedeckt worden sein. Josef Büchel erzählt seinerseits in seiner Geschichte von Triesen von den vielen Betrieben, die von der Wassernutzung für den mechanischen Antrieb profitierten. Davon ist kaum mehr etwas zu sehen. Im beginnenden Siedlungsbereich im Oberdorf vom St. Mamertenweg über den «Oberen Winkel» bis zur Lindengasse ist der Dorfbach kanalisiert und gepflästert, das Gewässer wird immerhin noch offen gehalten. Bis zur Einmündung in den Binnenkanal ist er dann auf den weiteren 700 Metern eingedeckt. Noch weisen die Ortsnamen «Sägagass», «am Bach» und «Dröschistrasse» direkt oder indirekt auf den Bachverlauf hin. Ergänzend gibt es zwei weitere Reminiszenzen, nämlich die noch bestehende Gebäudehülle der Sägerei an der «Sägagass» und ein in die Wohnwand eingemauerter Mühlstein «am Bach».

Abschliessend sei es erlaubt hier eine Vision auszudrücken, die nicht nur Utopie sein müsste. Wie wäre es, wenn man prüfen würde, wo der Dorfbach allenfalls wieder geöffnet werden und das Dorfbild bereichern könnte? Abwegig ist dies keinesfalls, wenn ich an das Wiederbelebungsprogramm der Stadt Zürich denke, welches 1989 erfolgreich lanciert wurde. Dort konnten einige Quartierbäche wieder revitalisiert werden, zum Wohle der Anwohner und des Lokalklimas.



Revitalisierte Bäche im Siedlungsbereich im Kanton Zürich: Zürich-Altstetten (links) und Uhwiesen (rechts).

Quellen:

Büchel, J. (1988/89): Geschichte der Gemeinde Triesen, 3 Bände.

Tschugmell, F. (o.D.): Der Dorfbach in Triesen, Gemeinde Triesen, 1975, 16 S.

Eine frühe Nutzung der Elektrizität in Triesen



Ein zerfallendes Häuschen in Runkels als Hinweis auf frühere Stromgewinnung

Das Wasser von Bächen wird seit Jahrhunderten als Energiequelle genutzt. Das historische Dorfbild mit dem Dorfbach in Triesen ist durch einige Anwendungen dieser Energieform geprägt. Dieser Dorfbach wurde später eingedolt, aber früher bei noch offener Wasserführung mit einer Mühle, Hammerschmiede, Lohnstampfe und Säge genutzt (siehe Kapitel zum Triesner Dorfbach). Eine hydroelektrische Nutzung, man sagt auch Wasserkraft dazu, nutzt die Wassermassen aus höheren Lagen und damit die Energie daraus. Durch die Niederschläge werden diese Wassermassen ständig nachgefüllt. Das ist erneuerbare Energie und eine umgewandelte Form der Sonnenenergie.

Die Umwandlung der Wasserkraft in Elektrizität ist jüngerer Datums und wurde in unserer Zivilisation zu einem der wichtigsten Energieträger. 1863 entstanden in Triesen und Vaduz zwei Ensembles industrieller Bauten, die ab 1915 zur Fabrik Jenny, Spoerry und Cie. gehörten. Die Weberei in Triesen ist Zeuge der frühen Industrialisierung und damit Teil der Industriegeschichte. Hier fand ab 1883 eine erste Nutzung von Elektrizität mit der Wasserkraft statt. Erst seit 1921 gibt es in Liechtenstein flächendeckend eine Elektrifizierung.

Für die Weberei wurde vorerst oberhalb des St. Mamertenweges auf 580 müM ein Stauweiher als Wasserspeicher errichtet, dessen Wasser in der Fabrik auf 480 müM turbinert wurde. Im Erdgeschoss an der Nordseite des Fabrikgebäudes wurde ein kleines Wasserkraftwerk platziert, welches für die Stromversorgung der Spoerry-Weberei eingerichtet wurde. Es enthält eine Turbine (Wasserrad), ein Schwungrad und einen Generator. Das Wasser kommt über unterirdische Rohre (Druckleitung) seit 1893 aus dem «neuen» Weiher, der sich oberhalb der Meierhofstrasse auf 610 m unterhalb des Letzenawaldes befindet. Dort wird das Wasser aus nahen Bächen gesammelt und im Weiher gestaut. Dieser Weiher liegt 188 Meter höher als die Turbine und in der Turbine wird diese Energie mechanisch umgewandelt. Der alte untere Beton-Weiher, schon lange ausser Betrieb, wurde in den 1980er Jahren aufgefüllt und planiert. Ich erinnere mich noch als unmittelbarer Anwohner hier im illegal gelagerten Abfall in Tümpeln Grasfrösche, Erdkröten und Bergmolche laichen gesehen zu haben. Diese Amphibien wie auch die Ringelnatter besuchten ein auf meinem Grundstück eingelassenes Kinderbad und einen Steinbrunnen.

Oberhalb des St. Mamertenweges führt heute noch ein Stollen in einem privaten Bereich wohl zu einem Auslass unter dem ehemaligen Weiher. Die beiden Druckleitungen vom alten und neuen

Weiherr trafen sich schliesslich bei der Runkelsstrasse und wurden weiter parallel geführt (siehe Skizze). Und dort befindet sich ein arg verlottertes geheimnisvolles Häuschen. Das Dach ist nicht mehr dicht, im Innern findet sich eine Schaltstelle für die Druckleitungen und es ist mit rostigen Schiebern ausgestattet. Ein wahrer Lost Place, vergessen, und kaum jemandem dürfte der einstige Zweck des Häuschens bekannt sein.



Dem Speicherbecken auf Letzana zugeführte Gewässer (links und Mitte); Alte Schiebereinrichtungen der Wasserzufuhr zur Druckleitung.



Links: Detail Speicher, landschaftlich nicht unbedingt integriert. Mitte und rechts: Eingangstor des Stollens zum alter Weiherr am Rande eines Privathauses am St. Mamertenweg, datiert ob dem Eingang 1947.

Die Betriebsschliessung der Textilfabrik fand im Jahre 1982 statt. Das Kleinkraftwerk im ehemaligen Webereigebäude funktioniert weiterhin. Es wurde im Jahr 2000 durch die Liechtensteinischen Kraftwerke (LKW) übernommen. Die Druckleitung mit 400 mm Durchmesser wurde erneuert. Der einst auch durch die Fischerei genutzte Betonweiher hat ein Volumen von 4'100 m³ und produziert jährlich von 0.8 GWh Energie, was dem Verbrauch von rund 150 Vierpersonen-Haushalten entspricht. Das verbliebene Bauwerk an der Runkelsstrasse sollte als Reminiszenz der frühen Elektrifizierung restauriert und erhalten bleiben.

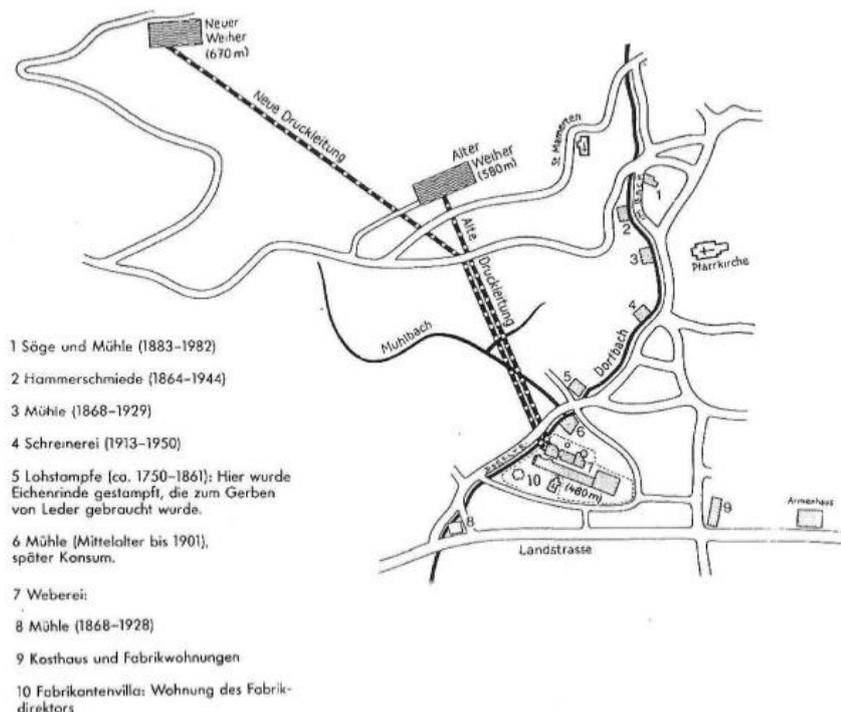


Links: Das verlotterte Häuschen an der Runkelsstrasse in Triesen. **Mitte und rechts:** Rostiges Innenleben des Häuschens.

Quellen:

Deicha, C. (1998): Energie-Exkursion nach Triesen, Naturwissenschaftliches Forum, 52 S.

www.lkw.li/Alle-Download-Dokumente/Kraftwerke/lkw-letzana-triesen-kraftweerk-beschrieb-01-juni-2011.pdf

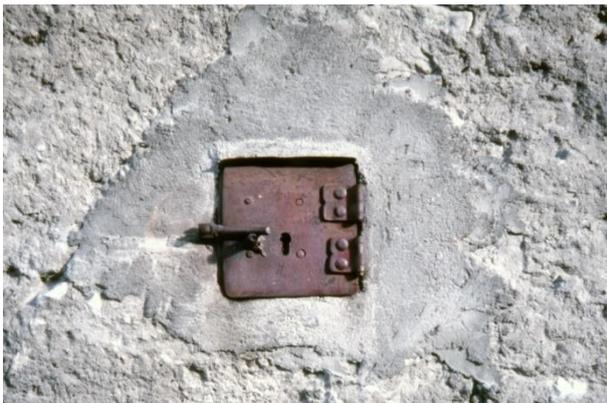


Skizze aus Deicha, C. (1998):
Energie-Exkursion nach
Triesen, Naturwissen-
schaftliches Forum, 52 S.

Der Nachtwächter und die Stechuhr

Nachtwachen dienten der Bewachung von Siedlungen, Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit und der Alarmierung bei Gefahr, besonders bei Feuer. Bereits eine liechtensteinische Polizeiordnung von 1732 verlangte die Aufstellung einer Tag- und Nachtwache. Die Nachtwächter waren auch befugt, verdächtige Personen festzunehmen. Alle Männer über 18 Jahren waren abwechselnd zur Nachtwache verpflichtet. Das scheint aber schlecht funktioniert zu haben, wurden doch schon bald besoldete Nachtwächter angestellt. Das Feuerpolizeigesetz von 1865 verpflichtete jede geschlossene Ortschaft, das ganze Jahr hindurch bestellte Nachtwächter einzusetzen. Diese hatten zu jeder Stunde eine vorgeschriebene Route abzugehen. In Schaan ist bekannt, dass der Streifgang der Nachtwache im Winter von 23 Uhr bis 4 Uhr morgens, im Sommer von 23 Uhr bis 3 Uhr dauerte. Sie hatten die Stunden auszurufen und haben Nachtwächterlieder gesungen, was auch zur Kontrolle ihres Wirkens diente. Büchel (1988/89, S. 705) benennt die Singstrophen in Triesen für die einzelnen Stunden. Bis zum Jahre 1878, an welchem die Kontrolluhr in Triesen angeschafft wurde, musste also der Nachtwächter zur Kontrolle diese Nachtwächterlieder singen. Die stündlichen Nachtwächterrufe in Triesen sind auch in einem Beitrag über Liechtensteiner Volksbräuche (Schädler 1916) festgehalten. Dem letzten Nachtwächter widmeten Edwin Nutt (Text) und Istvan Lork (Satz) 1985 ein Lied (Nutt & Lork 1985).

Im Gemeindearchiv und in der Kulturgütersammlung liess sich für Triesen zum Nachtwächter folgendes erheben: In der Sammlung gibt es noch vier Kontrolluhren, in einem Fall mit dem begleitenden Signalhorn und ausgefüllten Stempelkärtchen. In Triesen sind alle Nachtwächter seit 1880 verzeichnet. In einem Vertrag des Jahres 1880 ist die Entschädigung mit jährlich 100 Gulden verzeichnet. Der Nachtwächter war während der Zeit vom 1. Mai bis zum 1. September zu zwei Kontrollgängen um 23 Uhr und 2 Uhr und vom 1. September bis 1. Mai zu drei Kontrollgängen um 23 Uhr, 1 Uhr und 3 Uhr verpflichtet. Bei heftigem Wind und Föhn musste er die ganze Nacht patrouillieren. In einem Anstellungsvertrag des Jahres 1912 wird ersichtlich, dass sieben Kästchen für die Markierungsschlüssel der Kontrolluhr in Triesen angebracht waren, die in der Nacht dreimal zu markieren waren. Diese erwähnten Kontrolluhren waren an bestimmten Häusern angebracht. Ab 1950 wurde die Funktion des Gemeindepolizisten und Nachtwächters in Triesen zusammengelegt.



Kontrollpunkt für den Nachtwächter am St. Mamertenweg in Triesen, März 1988.

Ein Nachtwächter-Kontrollpunkt mit Stechuhr ist mir im März 1988 am letzten hangseitigen Haus am St. Mamertenweg im Triesner Oberdorf aufgefallen. Dies ist der Grund, das Thema unter «Lost Places» zu behandeln. Diese Einrichtung ist einer späteren Fassaden-Renovation zum Opfer gefallen.

Damit ist wieder eine Erinnerung verloren gegangen. Viktor Marogg (Jg. 1944, persönliche Mitteilung 12.5.2024) meint, an der Haldengasse ebenfalls eine Stechuhr gesehen zu haben. Die weiteren Standorte sind unbekannt, auch ob allenfalls noch solche Kontrolluhren Bestand haben. Der angestellte Nachtwächter in Schaan soll jeweils morgens sein Resultat abgegeben haben und abends wieder ein Gerät in Empfang genommen haben (Gemeinde Schaan 2018). Ab Mitte des 20. Jahrhunderts wurden in allen Gemeinden die Nachtwachen aufgehoben. Zur Brandverhütung bei Föhn dienten weiterhin von den Gemeinde-

bewohnern versehene nächtliche Föhnwachen, bis die Feuerwehr diese Aufgabe übernahm. Ich entsinne mich, solchen Föhnwachen in Triesen noch begegnet zu sein.

Quellen:

Büchel, J. (1988, 1989): Geschichte der Gemeinde Triesen, Gemeinde Triesen, 2 Bände.

Gemeinde Schaan (2018): Nachtwächter – ein einsames Amt. Blickpunkt – Magazin der Gemeinde Schaan, Herbstausgabe 2018, S. 28.

Marogg, Christine, Sachbearbeiterin Archiv, Triesen in Mail vom 15. Mai 2024 zur Anfrage Nachtwächter.

Nutt, E.. & Lork, I. (1985): Am letschte Nachtwächter. Üseres Liaderbüechle, Selbstverlag Trachtenvereinigung Vaduz.

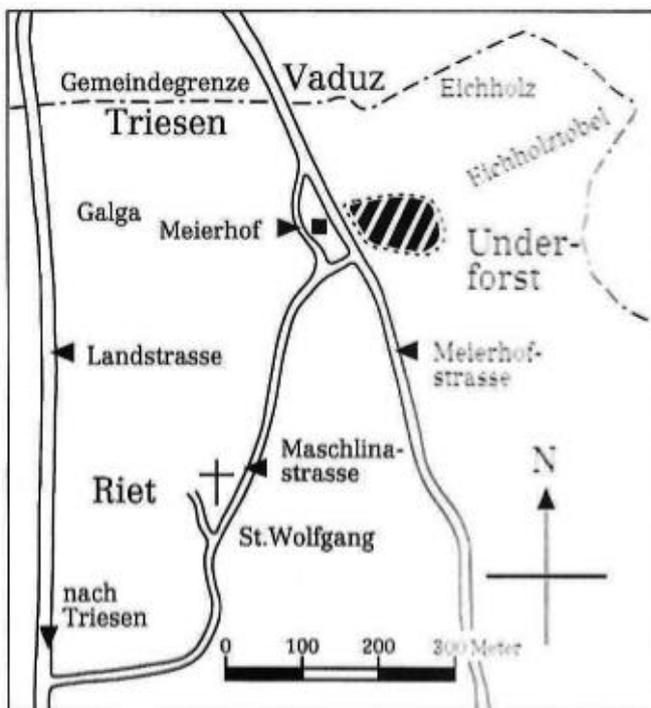
Schädler, A. (1916): Liechtensteiner Volksbräuche und Volkssagen, Historisches Jahrbuch des Fürstentums Liechtenstein, Band 16, S.87/88.

Veits-Falk, S. (2011): Nachtwache, Historisches Lexikon des Fürstentums Liechtenstein.

Die «rebellisch» errichtete Mauer beim Meierhof in Triesen



Das auf einem Schuttkegel des «Eichholtobels» etwas erhöht über dem Talboden liegende Gebiet des Meierhofes in Triesen war bereits in prähistorischer wie in römischer Zeit besiedelt. Der «Meierhof» selbst ist um 1520 erstmals belegt und war im Besitz der Landesherrn. Im Jahre 1734 verzichtete das Fürstliche Rentamt auf die eigene Bewirtschaftung und gab es als sogenanntes Schupflehen auf Lebenszeit an verschiedene Leute ab. Mit knapp 21 ha bildete der Meierhof den grössten zusammenhängenden landesherrlichen Besitz in Liechtenstein.



Die Maschlinastrasse verbindet Triesen mit dem Meierhof; nordöstlich davon (schraffiert) die «Niggabünt», durch welche damals der Weg zum «Underforst» führte.

Aus: Eberle (1999).

Mit dem Zehntablösungsgesetz des Jahres 1864 wurde der Meierhof zum alleinigen Besitz der Geschwister Nigg. Josef Nigg, der Vater der Meierhof-Geschwister, hinterliess seinen Kindern nebst Gebäulichkeiten 10'334 Klafter Reben, Wiesen und Weideland sowie ein Reinvermögen von 4'503 Gulden, was für damalige Verhältnisse ein beachtliches Vermögen darstellte (Eberle 1998).



Links: Mauer oberer Bereich Meierhof. **Rechts:** Mauerbereich gegen das Eichholtobel.



Links: Detailansicht der Mauer. **Rechts:** Heutige Verbauung des Eichholtobels.

Ab 1864 wurden die Strassen von Vaduz und von der Maschlina als Zubringer von Triesen im Bereich des Meierhofes gebaut. Beim Bau der Maschlinastrasse kam es zu Unstimmigkeiten der Geschwister Franz, Johann, Florian und Maria Nigg mit dem Triesner Gemeinderat. Auch von der Regierung erhielten sie für ihre gestellten Forderungen keine Unterstützung. Für die Bürger von Triesen bestand im Winter ein Wegrecht über den Meierhof zum Unterforstwald. Dieser Gemeindewald lieferte vielen Triesner Familien nötiges Brennholz im Losholzverfahren. Dieses Wegrecht sei dann auch im Sommer immer wieder über die Meierhofwiesen beansprucht worden. Nachdem ihr Protest gegen den Missbrauch des Wegrechts erfolglos geblieben war, begannen die Gebrüder Nigg 1881 mit der Erstellung einer Einfriedungsmauer an der Grenze zum Unterforstwald und nahmen so ihr Recht in die eigenen Hände. Die Aufregung war gross und es entwickelte sich ein erbitterter Streit, wobei die Ortsvorstehung die Geschwister Nigg wegen Servitutseinschränkung einklagte. Beide Seiten zogen Advokaten bei. Am 26. November 1881 erging ein gerichtlicher Exekutionsbescheid zum Abbruch der Mauer an die Geschwister. Auch eine dritte Instanz der Richter in Wien bestätigte den Exekutionsbescheid. Bei einer nachfolgenden Polizeiaktion kam es zu Handgreiflichkeiten und Gewehrschüssen, das Abbruchkommando mit 30 bis 40 Mitarbeitern musste abrücken. Die Geschwister Nigg wurden wegen Aufruhr und «schweren Aufstandes» und wegen Fluchtgefahr in Untersuchungshaft genommen und zu Kerkerstrafen verurteilt. Der Zivilprozess um die Servitutseinschränkung zwischen der Gemeinde Triesen und der Familie Nigg zog sich parallel zum Strafprozess weiter. Der Anwalt der Geschwister beantragte beim Appellationsgericht, dass entgegen dem Landgerichtsentscheid nicht der Abriss der ganzen Mauer verfügt werde, sondern lediglich Öffnungen in diese zu brechen seien. Sachverständige meinten, dies sei servitutskonform. Auf einem Plan wurden die Maueröffnungen im Jahre 1882 festgehalten, wogegen die Gemeinde Triesen beim Obersten Gerichtshof opponierte, aber nicht Recht bekam. Nach Büchel (1988/89) wurde die Mauer von der Gemeinde Triesen ohne weitere Belästigung wo nötig abgetragen und es sei mit den Besitznachfolgern ein Vergleich abgeschlossen worden. Der Vergleich von 1889 habe die restliche Mauer bestehen lassen und es wurde bei der oberen Mauer ein fahrbarer Weg gegen das Tobel erstellt.

Heutiges Fazit: die sehr solid gebaute Mauer steht noch heute oberhalb des Meierhofs auf einer Länge von über 200 Metern. Sie verläuft innen konisch zur maximalen Höhe und fällt nach aussen senkrecht ab. Sie ist ca. 1.3 m hoch, geschwungen angesetzt und weist keinerlei ersichtliche Öffnungen aus. Das Elternhaus der Geschwister stand auf der anderen Seite der Meierhofstrasse und wurde abgerissen, ist also nicht ident mit dem noch bestehenden Altgebäude im Meierhof. Ein auf Internet abrufbares Luftbild des Jahres 1984 zeigt den heute noch gültigen Linienverlauf und innerhalb der Mauern stand noch kein Haus, was heute teils überbaut ist. Die Gemeinde Triesen soll bei der späteren Überbauung verlangt haben, dass der Mauerverlauf erhalten bleibt (mündliche Aussage Andreas Eberle vom 17.5.2024). Der fahrbare Weg gegen das Tobel besteht noch und dort wurde ein Sammler eingebaut. Emanuel Banzer, Amt für Zivilschutz, meint, dass der Mauerbau wohl auch den Sinn gehabt habe, einen Schutz gegen Verrüfung der Meierhofwiesen von Seiten des «Eichholztobels» zu gewährleisten.



Ein aus der Zeit des historischen Meierhof verbliebenes Gebäude.

Fakt ist also: die «rebellisch» errichtete Mauer scheint trotz der Aussagen in Büchel (1988/89) heute noch nördlich der Meierhofstrasse vollständig erhalten zu sein.

Nach vorzeitiger Entlassung der Geschwister Nigg nach Gnadengesuchen wanderten 1883 alle fünf Geschwister Haus und Hof verlassend in den Dienst der afrikanischen Mission. Eberle (1998) bezeichnete sie als «gottesfürchtige Rebellen» und schilderte ihre Aktivitäten in Afrika. Die jüngste Schwester Josefa erbte den Hof und ihr Enkel Urban Kindle baute 1955 das Hotel-Restaurant Meierhof. Die markante Mauer ist als Denkmal erhalten geblieben.

Quellen:

Büchel, J. (1988/89): Der Mauerstreit im Meierhof, In: Geschichte der Gemeinde Triesen, Band 2, S.647-648. Gemeinde Triesen.

Eberle, A. (1998): Gottesfürchtige Rebellen aus Liechtenstein. Das bewegte Leben der Geschwister Nigg in Triesen und in Afrika. Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, Band 99, S.75-116.

Kindle, K. (2011): Meierhof, Historisches Lexikon des Fürstentums Liechtenstein, Stand 31.12.2011.

Historisches Gedenken an Verunglückte im Wald

Insbesondere in unseren Wäldern begegnen uns Kreuze und Erinnerungstafeln, welche im Gedenken an verunglückte Mitmenschen aufgestellt oder angebracht wurden. Sie sind Zeichen des Glaubens, aber auch der Vergänglichkeit. Es ist dies ein Brauchtum, welchem wir im ganzen Alpenraum und darüber hinaus begegnen. Wir beschränken uns in der nachfolgenden Betrachtung auf Ereignisse im Fürstentum Liechtenstein und hier auf Verunglückte im Rahmen der früheren land- und forstwirtschaftlichen Nutzung. Solchem Gedenken begegnete ich in den letzten 50 Jahren bei Arbeiten in der freien Natur hie und da. Ich versuchte mich nun zu erinnern, wo ich solches einst gesehen hatte. Es wird dies keine vollständige Übersicht sein. Einige der früheren Beobachtungen liessen sich bei einer Nachkontrolle nicht mehr finden. Nach meiner Erinnerung fand ich ein Holzkreuz für Josef Thöny (1848-1909). Es war an einem Baumstumpf nahe des Eichholztobels am «Grüschaweg» am Triesenberg montiert. Und dort begegnete ich ihm wieder. Bei einem Gedenken für einen «Jüngling» auf dem Fussweg von Nendeln nach Planken, den ich anlässlich der autofreien Sonntage des Jahres 1973 beging, fand ich den Hinweis nicht mehr. Ebenso wenig ein möglicherweise gusseisernes Kreuz nahe des alten Tunnels. Das war anfangs der 1970er Jahre an einem sehr abgelegenen Ort am «Sternenberg» in einer steilen Wiese. Ich meine mich noch des Vornamens Kreszentia und der Bezeichnung Jungfrau, also einer ledigen Person, zu erinnern. Das Gedenkzeichen fand ich nicht mehr.

Zahlreiches Gedenken findet sich heute auch an Stellen, wo Leute Verkehrsoffer geworden sind oder in der Ausübung des Sportes oder bei alpinen Wanderungen zu Tode kamen. Weitere Unglücksfälle und Verbrechen gehören ebenso dazu. Diese sind wie erwähnt nicht Gegenstand der nachfolgenden Betrachtung und Fotosujets.

Dieses Gedenken in Form von Holzkreuzen und Tafeln an Bäumen ist vergänglich, verwittert, ist mit der Zeit nicht mehr lesbar oder angebrachte Tafeln an Bäumen fallen herunter. Das meiste Gedenken gilt Personen, die beim Holzen verunglückten. Gefährlich war insbesondere das Riesen des Holzes bergabwärts. Bis zum Zweiten Weltkrieg wurde in den Heubergen das Wildheu gesammelt. Alleine in Triesen soll dies 75 Tonnen Heu pro Jahr ausgemacht haben. Das war eine wichtige Ergänzung des Winterfutters. Während der Arbeiten verblieb man vor allem in Triesen teils in den Hütten, wo man die Ernte einbrachte. Im Winter wurde das Futter in Heuriesen heruntergelassen und auf Hornschlitten ins Dorf transportiert. Auch diese Arbeit war gefährlich und tödliche Unfälle sind vielfach belegt. Dazu kamen Naturgefahren wie Lawinen und Steinschlag, die eine weitere Bedrohung für Leib und Leben darstellten.

Die beiden ältesten mir bekannten Gedenkstätten stehen im Vaduzer Wald, und zwar aus den Jahren 1855 und 1865. Der Grund der zeitlichen Ausdauer liegt wohl darin, dass hier die zwei Erinnerungsstätten wetterfest aus Gusseisen angefertigt wurden. Eine dieser Stätten liegt an der Forststrasse zum «Wildschloss», die andere findet sich nördlich von «Iragell». Auf der Flurnamenkarte für Vaduz steht für diesen Standort der Flurname «Kasperikrüzli», die Inschrift am Kreuz lautet aber auf Theresia Rheinberger-Goop. Sie soll hier am 31. Mai 1865 beim Beerenlesen verunglückt sein. Wie löst sich die Diskrepanz zwischen «Kasperikrüzli» und dem Familiennamen «Rheinberger»? «Kasper» ist nach dem Vaduzer Namensbuch der Sippname der verunglückten Person.

Zwei mir besonders präzente Baumschilder liegen am «Flüchtlingsweg» auf der Triesner Seite am Fuss der Mittagsspitze. Sie dürften den Ort des Geschehens repräsentieren. In Schaan an der Landstrasse nach Planken und in Balzers bei der Balzner Rüfe wurden zwei Gedenkstätten für Kreuze errichtet, also an einem Ort aufgestellt. Das erleichtert das würdige Erinnern. Andererseits verlieren solche Stätten die Authentizität, da sie nicht mehr am Ort des Geschehens stehen. Eine auf Tafeln oder Kreuzen festgehaltene Aussage kann so ihren Sinn verlieren. So steht am Schaaner Platz des

Gedenkens, dass der verunglückte Jüngling Karl Kaufmann zirka 1000 m über dieser Stelle verunglückt sei. Das ist wie bei einem Findling, der zur Zierde in einen Garten transportiert wird und nicht mehr am ursprünglichen Ort der Gletscherablage vorliegt. Die Bezeichnungen «Jüngling» und «Jungfrau» beziehen sich übrigens bis ins hohe Alter auf den unverheirateten Status und hat mit dem Alter nichts zu tun. Diese beiden Bezeichnungen wurden noch bis ins 20. Jahrhundert verwendet.



Links: Gedenktafel aus Gusseisen für «Jüngling» Wilhelm Seger. **Rechts:** Gedenkkreuz für Kreszentia Rheinberger-Goop aus dem Jahr 1865, nördlich von Iragell.



Gedenkkreuze für Xaver Schurti 1922 und Jakob Konzett 1933 am Wisscheld in Triesen.



Links: Ludwig Mayer, 1882. Mitte links: Der Zahn der Zeit nagt an den Ziffern. Mitte rechts: Gedenkkreuz für Josef Thöny 1909 am Grünschaweg am Triesenberg. Rechts: Andreas Hilti 1907.



Gedenktafel Fidel Frick 1926, (Gebiet Zillerank Abzweigung Ochsawäg – Mattheid Lida, Balzers-Mäls); Foto: Aldo Wille.



Drei Gedenkkreuze Oberes Wäldle Balzers (Fotos: Herbert Hasler)



*Auf der Suche nach einem Kreuz am Sternenberg
beim alten Tunnel in Triesenberg.*



Links: Katharina Büchel † 1903 am Flüchtlingsweg in Triesen. **Mitte:** Xaver Schurte † 1893 verunglückt am Flüchtlingsweg in Triesen (Foto: Hans Frommelt). **Rechts:** Karl Kaufmann an der Plankner Strasse, die Aussage lässt sich nicht mehr mit dem heutigen Standort verbinden.



An der Planknerstrasse auf der Höhe des Beginns des Fürstenweges findet sich eine Gedenkstätte für im Wald Verunglückte.



Gedenkkreuze am Valünaweg (Fotos: Armando Broggi)

Quellen:

Frommelt, F. (2011): Heuberge, Historisches Lexikon des Fürstentums Liechtenstein.

Stricker, H.; Banzer, T. & Hilbe, H. (1999): Die Orts- und Flurnamen des Fürstentums Liechtenstein, Band 2 Triesenberg, Vaduz, Schaan, pp. 372.

Vogt, F. (2003): Unfallkreuze in Liechtenstein, Eintracht, Nr. 33:11-22.

Ein verlorenes Bauwerk in den «Rheinauen»

In den Jahren 1861-1881 wurden die heutigen Hochwuhre am Alpenrhein errichtet. Der Rhein führt bei Hochwasser viele Schwebstoffe mit sich, man rechnet mit jährlich rund 3 Mio. m³ Sedimentfracht an der Rheinmündung. Die Schwebstoffe wurden vor dem Dammbau im strömungsarmen Gelände im ganzen Rheintal deponiert. Dies führte zu Auflandungen und damit Geländeerhöhungen. Diesen Vorgang nennt man Kolmation. Diese natürlichen Überschwemmungen erfolgten ungeregelt. Dies kann aber der Mensch gezielt verwenden, um tief gelegene Gebiete zu heben und den Untergrund zu düngen. Darum wurden auf der Schweizer Seite in den 1870er Jahren in der Zeit des Rheinbauleiters Jost Wey (1843-1908) fünf Kolmationsschleusen in die neuen Rheindämme zwischen Bad Ragaz und Salez gelegt. Diese nötigen Durchlässe waren bis zwei Meter breit und wurden zur Auflandung zwischen dem Rhein und den Binnendämmen genutzt. Das soll nur auf der Schweizer Seite eingebaut worden sein. Das kann aber aufgrund der nachfolgenden Beobachtungen nicht stimmen oder aber Kolmatierungs-Einrichtungen wurden auf der Liechtensteiner Seite später eingebaut.



Links: Ein markantes, vorerst undefinierbares Bauwerk in den Rheinauen. **Rechts:** Kolmatierungsbauwerk mit Durchlass für das Schwemmgut.



Links: Detail des Durchlasses. **Rechts:** Kolmatierungsfläche zwischen Rhein- und Binnendamm.

Im Abschnitt Bendern-Ruggell findet sich in der «Spetzau» in den ehemaligen Rheinauen ein massives Kolmations-Bauwerk inmitten des Galeriewaldes. Das mächtige Betonbauwerk hat an seinem

Fussende Durchlässe für die Regulierung des Schwemmgutes. Auf der Rheinseite findet sich der Einlass. Wann das Bauwerk errichtet wurde, entzieht sich meiner Kenntnis. Weitere Kolmatierungen gab es im Bereich der Eschner Au, wo sich Querdammriegel befanden und westlich des Modellflugplatzes am Waldrand ein Auslaufwerk eingerichtet war. Dieser Abschnitt wurde inzwischen vollständig mit einer Deponie abgedeckt. Kolmatierungen fanden auch im Balzner Bereich unterhalb der heutigen Fussgängerbrücke zwischen Rheindamm und Binnendamm statt, wie die noch sichtbaren Kolmatierungsschleusen belegen. Es verbleibt auf meiner To do-Liste, mehr über die Reste des Rheinbauwerkes inkl. Erstellung der Binnendämme zu erfahren Ein Lost Place ist dieses beschriebene Kolmationsbauwerk allemal.

Quelle: Vischer, L. (2003): Die Geschichte des Hochwasserschutzes in der Schweiz. Berichte des Bundesamtes für Wasser und Geologie, 209 S.

Eine Treppe ins Nirgendwo beim Gampriner Seelein

Es ist dies ein kleines Fragment eines Lost Places, nämlich eine einsame Treppe, die ins Nirgendwo führt. Dahinter steht aber eine bedeutsame Geschichte. Wir müssen auf den 25. September 1927 zurückblenden. Damals brach der liechtensteinische Rheindamm knapp oberhalb der Eisenbahnbrücke Schaan-Buchs. Dadurch wurde unterhalb der Bruchstelle auf einer Länge von rund 15 km meist liechtensteinisches Land überflutet. Bei Bendern ergab sich für das abfliessende Wasser eine Engstelle zwischen dem Eschnerberg-Ausläufer und dem dort noch intakten Rheindamm. Der Engpass führte beim Abfluss zur Düsenwirkung mit einer Auskolkung, die das heutige Gampriner Seelein schuf. Diese stehende Wasserfläche ist also erst nach der Rheinüberschwemmung 1927 mit knapp 1.5 ha Fläche entstanden und bildet nun die grösste natürlich entstandene Wasserfläche des Landes.



Links: Das Gampriner Seelein – nach der Rheinüberschwemmung 1927 entstanden. **Rechts:** Das Feldkappile 300 Meter nördlich des Gampriner Seeleins hat die Rheinüberschwemmung 1927 wie durch ein Wunder unbeschadet überstanden.

Am Ostufer des heutigen Seeleins stand vor der Überschwemmung ein Wohnhaus, welches durch das Rheinwasser zerstört wurde. Davon ist heute nur mehr die Treppe im Gelände sichtbar geblieben. Aus den topografischen schweizerischen Landeskarten vor der Rheinkatastrophe ist in dieser Gegend eine Hausgruppe ersichtlich. Aus einem erhaltenen Brief von Karolina Büchel an die in den USA lebende Familie Ulrich Öhri wird detailliert über die Schäden der Rheinüberschwemmung von 1927 in Bendern bis Ruggell berichtet. Man würde die Landschaft nicht mehr erkennen, so habe sich das Gesamtbild verändert. Von mehreren zerstörten Anwesen ist die Rede. Der 2023 verstorbene Bruno Näscher aus Gamprin bestätigte mir vor vielen Jahren, dass dieses Haus mit der Treppe seinen Vorfahren gehört habe. Das 300 Meter weiter nördlich stehende Feldkappile hat wie ein Wunder die damalige Rheinüberschwemmung inkl. grossem Kreuz und Betschemel heil überstanden. Die einsame Treppe ist die letzte Erinnerung an dieses Naturereignis des Jahres 1927 und das 1961 unter Naturschutz gestellte Seelein damit die verbleibende Reminiszenz.



Isoliert in der Wiese: Die Treppe ins Nirgendwo.

Quellen:

Historischer Verein für das Fürstentum Liechtenstein , e-archiv.li/textDetail.aspx?etID=48544 mit Abdruck des Schreibens der Karoline Büchel an die Familie Ulrich Öhri über die Rheinüberschwemmung in Bendern bzw. Gamprin sowie in Ruggell.

Ospelt, W. (1968): Die Bildstöcke oder «Kappile» im Fürstentum Liechtenstein. Historisches Jahrbuch des Fürstentums Liechtenstein, Band 68, S. 129-164.

Ein Kalkofen am Hinterschellenberg

Bei den letzten Häusern am Hinterschellenberg gibt es den Abzweiger des Flurweges zur Vorarlberger «Egg», wobei bald eine Wegspur zum Wald hinauf abzweigt. Dort oben heisst die Flur «Kalkofen». Es zweigt nochmals ein markierter Pfad ab. Am Waldrand erhebt sich nördlich des markierten Wanderweges ein ringförmig aufgebautes vulkanartiges Gebilde. Es ist dies ein alter Kalkofen, wo an einem Abschnitt eine aufgeschichtete Steinmauer ersichtlich ist. Das ist ein Brennofen für die Herstellung von Branntkalk. Hier wurden Kalksteine eingebracht, mehrere Tage verbrannt bis sie zerbröselten und dann wurde der Kalk als Baustoff genutzt. Diese Technik bestand in Mesopotamien bereits vor 11'000 Jahren, die gewerbliche Nutzung wurde im Verlauf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eingestellt. Der Flurname «Kalkofen» kommt in Liechtenstein mehrfach vor. Am Hinterschellenberger Kalkofen kommen nur wenige Wanderer vorbei und diese werden den Kalkofen kaum beachten. Er präsentierte sich in den 1980ern noch klar erkennbar, heute ist er weitgehend mit Baum und Strauch abgedeckt und nur der Eingeweihte wird ihn noch erkennen.

Im Historischen Jahrbuch 1979 wurde berichtet, dass in den Jahren 1978-79 in Liechtenstein mehrere ehemalige Kalköfen entdeckt wurden, so am Hinterschellenberg, in der Spania-Vaduz, in Gamprin und zuletzt in der Nähe der Burg Alt-Schellenberg. Es wurde angeregt, hierüber einen Beitrag zu schreiben, um das diesbezügliche Wissen festzuhalten. Das Thema wäre eine Bearbeitung wert.



Links: Das Areal des Kalkofens heute, fast nicht mehr im Gelände erkennbar. **Rechts:** Die ringförmige Anordnung des Kalkofens Anfangs der 1970er Jahre deutlich erkennbar.



Links: Kalkofen ohne Vegetation deutlich erkennbar. **Rechts:** Freigelegtes Detail des Kalkofens mit Steinmaueraufbau.

Quelle: Grabung auf der Burg bis jetzt «alt-Schellenberg» genannt, Jahrbuch 79 des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein, Vereinschronik, S. 229.

Dank

Ein Dankeschön geht an folgende Persönlichkeiten für Informationen:

Beck Otto, Triesenberg
Eberle Albert, Triesen
Frommelt Hans, Triesen
Geiger Peter, Schaan
Götz Andreas, Sevelen
Hasler Herbert, Balzers
Leuener Max, Alt-Stadtpräsident, Maienfeld
Marogg Christine, Archiv Gemeinde Triesen
Marogg Viktor, Triesen
Quaderer Rupert, Schaan
Schurti Gebhard, Triesen
Tiefenthaler Rupert, Landesarchiv, Vaduz
Tschol Xaver und Martin, Triesen
Wille Aldo, Balzers

Ein Dankeschön geht auch an die Schriftleitung und den Redaktor Klaus Biedermann für die Herausgabe des Beitrages in den Jahrbüchern des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein.

Mario Broggi, 31. Mai 2024